



[Nachdruck verboten.]

Der räthſelhafte Herr.

20] Romiſcher Roman von Heinrich See.

Auch der Notar, deſſen Tage gleichfalls gequält geweſen waren, war abgereiſt. — Hannefried war, wenigſtens was ſein Verhältniß zur Table d'hôte betraf, ein Tiſchgäſt wie andere Tiſchgäſte geworden.

Die Fröhlichkeit, die noch bis vor wenigen Tagen in „Abler“ gewaltet hatte, war von der grauen Wolke aufgejogen worden. Das Schickſal hatte wieder einmal ein warnendes Exempel ſtatuiert! Aus einem harmloſen Berliner — ſo unwahrſcheinlich es an ſich gewiß auch klingen mag, daß es ſolche Berliner giebt — hatten die Diener der Fama nach und nach einen Mörder gemacht. Sie war die Urſache geworden, daß ſich ihre Diener, die ſonſt ganz ſicher angenehme Menſchen waren, in die Haare gerietzen und daß der ſchöne Bund auf ſo unfremdliche Weiſe geprenzt worden war. Ohne aus dieſer Geſchichte irgend welche aufdringlichen Morallehren herleiten zu wollen, überlaſſen wir es einem jeden Leſer ſowie einer jeden Leſerin, aus den geſchilderten Vorgängen ſich ſelber eine Nutzenanwendung zu verſchaffen.

Zehntes Kapitel.

Das Leben in der „Sonne“ hatte äußerlich ſeinen gewohnten Gang wieder genommen. Das Erlebnis, deſſen Zeuge ſie geweſen war, hatte keine weiteren Kreiſe gezogen. Dieſeniß begrüßte ſeine beiden daran theilhaft geweſenen Gäſte, ſowohl Fannemann als auch Lorchen, ſo oft er ihrer habhaft wurde, mit derſelben unbefangenen Freundlichkeit wie biſher. Er war ſich der Diſkretion, die er zu üben hatte, voll und ganz bewußt und waren auch gewiſſe Kombinationen inzwiſchen in ihm aufgeſtiegen, ſo unterdrückte er dieſe doch in kluger Weiſe. Fannemann erwies ſich nach wie vor als ein Gaſt, den man auf jede Möglichkeit feſtzuhalten ſuchen mußte und der dadurch, daß er an jedem Tage mindedeſtens eine Flaſche Moſel konsumierte, einem halben Duzend Damen, ſoweit ſolche in der „Sonne“ wohnten, die Spitze bot. Auch ſchien nichts vorzuliegen, was darauf deutete, daß der Berliner Herr oder die Fulda'ſchen Damen ihren Aufenthalt in der „Sonne“ nicht auch noch eine ganze Zeit hin ausdehnen wollten.

An dem Tage, welcher der Kataſtrophe in der „Sonne“ folgte, kurz nach dem Mittaggeſſen, ſaß Fannemann in ſeinem Zimmer und ſchrieb wieder einen Brief. Wir ſind wißbegierig genug, um ihm auch dieſes Mal wieder über die Schulter zu ſehen. Der Brief lautete:

Lieber Freund!

So viele Briefe, wie in dieſen letzten Tagen, habe ich biſher in meinem ganzen Leben nicht zuſammengeſchrieben und alle gelten ſie Dir. Ich wüßte aber nicht, an wen ich mich, ein einſam ſtehender Mann, in der ganzen Welt ſonſt anders wenden ſollte, als an Dich. Es iſt in mir ein Bedürfniß, mich mitzutheilen, rege geworden das ich biſher niemals an mir

beobachtet habe. Es iſt mir, indem ich Alles niedeſchreibe was mich erfüllt, als würde ich mir, indem ich es dann ſchwarz auf weiß erblicke, auch ſelber in Manchem klarer, was mir ſonſt noch undeutlich und ſchattenhaft iſt. Laſſe meine Beichte alſo als eine ſolche auf, die ich vor mir ſelber ablege und denke daran, daß der Menſch vor ſich ſelber nicht Geheimniſſe hat.

Von dem heiteren Intermezzo und dem, was damit im Zuſammenhange ſtand, habe ich Dir bereits berichtet, auch von der regen Aufmerkſamkeit, deren ich mich von Seiten meiner früheren Hotelgenoſſen zu erfreuen gehabt hatte. Es ſcheint nun ſo, als hätte irgend eine Macht den Bund dieſer Herren geprenzt, ſie haben ſich zum Theil in alle Winde, theils auch in andere Gaſthöſe verſtreut und ich befinde mich wieder in der Lage irgend eines anderen gewöhnlichen Sterblichen, der weder etwas Ruhmreiches noch etwas Verbrecheriſches geſhan hat, um noch ein öffentliches Intereſſe für ſich in Anſpruch nehmen zu dürfen.

Natürlich haſt Du geglaubt, daß ich an die geheimnißvolle Intervention meines anmuthigen Fräuleins gewiſſe Schlußfolgerungen angeknüpft habe, daß ich mir eingebildet, die Sorge um mich und mein koſtbares Leben hätte ſie zu ihrem Schritt veranlaßt. Ich räume Dir ein, daß ich mich im erſten Falle allerdings dieſer eitlen Meinung hingegeben habe; ohne den Herrn, der als Anderer dabei in Betracht kam, unterſchätzen zu wollen, hatte ich doch das ziemlich beſtimmte Gefühl, daß ſich auf ihn die Sorge meines Fräuleins nicht konzentriren konnte. Es liegt etwas in ſeinem Weſen, das einen Menſchen nicht ernt ſtimmen kann und das der heroischen Vorſtellung, er könnte ſich mit einer wirklichen Piſtole bewaffnen, mit Nachdruck widerſpricht. Ich bin nun heute noch der weiteren Ueberzeugung, daß überhaupt keine perſönlichen Motive, ich meine ſolche von intimerer Art, bei meinem Fräulein im Spiele geweſen ſind und daß ſie nur aus allgemeiner Chriſtlicher Nächſtenliebe gehandelt hat. Ich bin aber mit mir im Zweifel, ob ſie mir in dieſem Falle nicht noch viel mehr gefallen müßte. Du nennſt mich einen Bedanten und giebſt mir den Rath, daß ich meine Scheu ablegen ſoll, ſie endlich einmal anzureden, ma es kommen wie es will, und wenigſtens Bekanntschaft mit ihr zu ſchließen. Ich bin dazu ſchon einigemale entſchloſſen geweſen, als ich ihr allein im Speiſeſaal, im Garten, im Walde begegnete. Dann fühlte ich aber wieder, daß ich vor ihr kein Wort herausbringen würde und daß ſie mich dann für wahnſinnig oder für was ſonſt vielleicht halten müßte. Und glückte mir eine Anrede auch, wie ſoll ich dann vor ihr weiter beſtehen? Vor ihr möchte ich mich am allerwenigſten in meiner Lächerlichkeit bloßſtellen. Ich will gewiß nicht tragisch werden, ich ſehe aber keinen anderen Ausweg, als daß ich nächſtens meinen Aufenthalt hier abbrechen und das ganze Intermezzo zu den Erinnerungen legen werde. Vielleicht hätte ich ihn auch ſchon abgebrochen, wenn mich nur eine gewiſſe Macht von hier loslaſſen wollte.

Notabene — ſie iſt mit ihrer Mutter hier, einer durchaus würdigen Dame, die aber, ganz wie ich, mit einem Leibes

haben behaftet ist. Sie ist schwerhörig und braucht ein Sprachrohr. Ich gönne meinen Mitmenschen alles Gute, aber mit der Mutter meines Fräuleins geht es mir merkwürdig. Beinahe bereitet mir der Gedanke an ihren Fehler ein redliches Behagen, er enthält für mich eine eigene tröstende Kraft. Wer einen solchen Fehler bei seiner Mutter sieht, der — so denke ich fast — muß ihn lieb gewinnen und er wird auch über fremde ähnliche gewiß milder denken. Doch da hätte ich mich ja in einem Widerspruch verfangen. Es bleibt dabei: Ein Mann wie ich darf sich nicht mit Heirathsplänen tragen. Dennoch frage ich mich, warum mein Fräulein mich dabei mehr beschäftigt, als dies bisher je andere junge Damen gethan haben, und ich glaube nun den Grund zu kennen. Waren die jungen Damen häßlich oder unliebenswürdig — nun, so gefielen sie mir eben nicht. Waren sie aber hübsch und liebenswürdig, so entmuthigten sie mich sogleich im ersten Augenblicke derart, daß ich von ihnen so wenig etwas wünschte wie von einem Stern oder sonst etwas Unerreichbarem. Mein Fräulein ist aber nett, auch hübsch und dabei hat sie, wenn ich mich aus meinen gesammelten Erfahrungen auf ein stummes Beobachten noch verstehe, doch etwas so Hülfbedürftiges und Bedrücktes, daneben gleichzeitig etwas gelinde und fein Drolliges, was sie mir nahe rückt. Es ist mir ganz so, als verbände mich mit ihr ein geheimnißvolles Band, das nicht die Menschen knüpfen, sondern das Schicksal. Wer weiß, wie lange es noch dauert, und der Traum, der mich umspielt und der mich anspruchslosen Mann auf seine Weise erfreut, ist verronnen, wie andere verronnen sind.

Nur genug! Anderes als von mir selber kann ich nicht berichten. Wenn Du gelegentlich eine Postkarte für mich übrig hast, so wird sich darüber freuen Dein Dich herzlich grüßender
P.

Fannemann-Bannemann hatte die Durchsicht des Briefes vollendet. Einige Male holte er zu Bewegungen aus, als wollte er gewisse Stellen streichen, ja zuletzt, als wollte er den ganzen Brief zusammenknüllen und ihn so dem Ofeninnern überliefern, endlich aber klebte er ihn zu, schrieb die Adresse darauf und erhob sich mit der ausgesprochenen Miene eines Mannes, dessen Festigkeit nunmehr auch die letzte scharfe Probe glücklich bestanden hat. Den Brief steckte Fannemann, unten angelangt, in den dem Leser zur Genüge bereits bekannten Kasten und schlängelte sich dann, weil nun einmal einem Liebener Kurgast keine große Wahl geboten wurde, wieder in den Wald.

„Eigentlich, Muttchen, hab' ich gar keine Lust,“ sagte Lorchchen einige Augenblicke, bevor Fannemann das Haus verließ, auf die gewohnte Weise zu ihrer Mutter.

Die Damen standen in ihrem Zimmer und waren zum Ausgehen fertig. Die Frau Stabsärztin betrachtete nur noch einmal am Fenster ihr Taschentuch, im Zweifel, ob sie ein neues nehmen sollte, oder nicht. Es war Sonnabend und das entschied. Die Frau Stabsärztin wollte erst morgen ein frisches in den beabsichtigten Angriff nehmen.

„Wozu denn hast Du keine Lust?“ fragte die Stabsärztin.

„Zu der ganzen Partie,“ sagte Lorchchen.

Es handelte sich um den Ausflug, den Hannefried zu heute Nachmittag endlich ins Werk gesetzt und zu dem die Damen sich gerüthet hatten.

„Was das schon wieder für Launen von Dir sind. Nun haben wir doch zugesagt,“ erwiderte die Stabsärztin.

„Wenn schon!“ bemerkte Lorchchen griesgrämig.

„Ich finde doch den Herrn sehr nett!“

Die Frau Stabsärztin verstand unter diesem Herrn niemand Anderen als Hannefried.

Lorchchen antwortete gar nicht.

„Da wollen wir schon gehen,“ sagte sie endlich ergebungsvoll.

Die Damen setzten sich in Bewegung. Im Hausflur hielt Lorchchen ihre Mutter plötzlich zurück.

Fannemann ging auf der Straße vorüber.

„Was ist denn schon wieder?“ fragte die Stabsärztin.

„Nichts,“ sagte Lorchchen, „komm' nur.“

Fannemann verichwand soeben in dem Wald.

Muttchen ahnte nichts. Sie ahnte nicht, was im Herzen Lorchchens, während sie beständig mit der Sorge um ihre Hüte Mouten und Kleider äußerlich beschäftigt war, tobte. Jedes Kleid, an dem sie bastelte, stellte sie sich als ein weißes Brautkleid, jeden treuen, alten Hut als einen Worthenkrantz vor — und ihr zur Seite ging Er. Ein Held, als der er sich erwiesen hatte und der ihr, ohne daß er etwas davon wußte, vielleicht, ja ganz gewiß sein Leben verdankte. Ein Mensch von Güte und von Herzlichkeit, als der er sich gleichfalls bewährt. Ein Dulder, den irgend ein finstres Geheimniß bedrückte, das ihn den Menschen entfremdete und in die Einsamkeit trieb, bis sie ihn von dem Bann befreite, sie selbst und keine Andere, sodas er nun ihr Eigenthum geworden war, das keine Macht der Welt ihr mehr entreißen sollte.

„Ich glaube, dort stehen schon die Herrschaften,“ sagte die Stabsärztin, und in der That, am Ende des Wiesenweges, über den man ging, unter der Laubkrone der Karolinen-Buche, dem verabredeten Sammelorte, wurde jetzt eine Gruppe von Herren und Damen bemerkbar.

Lorchchen fuhr zusammen. Ihr Traum zerfloß.

Der Mann, dem er gegolten hatte, beachtete sie nicht. Wenn ein Anderer sie noch haben wollte — falls es im Ernst noch einen solchen Andern gab — ohne Widerspruch würde sich Lorchchen ihm jetzt zu eigen geben. Nicht bloß, um ihrer Mutter den Gefallen zu thun, eine Verjorgung zu finden, sondern auch, um in der Erfüllung künftiger Frauenpflichten den Traum, den sie geträumt hatte, nach und nach zu vergessen.

Elftes Kapitel.

Die Gesellschaft, die sich unter der Karolinen-Buche sammengefunden hatte, befaß die Eigenthümlichkeit, daß die verehrte Leserin eine ganze Anzahl von guten Bekannten, auf die sie jedenfalls dabei gerechnet hat, darunter vermissen wird, was um so auffälliger war, als die betreffenden Absagen erst sozusagen in letzter Stunde eingetroffen waren.

Als Hannefried gemeinschaftlich mit seinem Freunde Stroh auf Gut Wiesenthal — sie hatten auf Betreiben Strohs zu diesem Zwecke eine Equipage genommen — den Damen, um sie zu dem Ausfluge einzuladen, die gebührende Aufwartung machten, hatten die Damen sofort zugesagt. Merkwürdig dabei war es, daß, obwohl der Besuch fast einen ganzen Nachmittag dauerte, das Schicksal Hannefried abermals jede Gelegenheit vorenthielt, mit Gretchen, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, allein zu bleiben. Oder suchte Gretchen selbst jede solche Gelegenheit zu hintertreiben? Man besichtigte die Ställe, den Garten, die Felder, selbst die mit der Gutswirtschaft verbundene Bierbrauerei, alles Dinge, die auf Hannefried wie Novitäten aus dem Buchhandel wirkten, aber Gretchen wollte sich nicht isoliren. blieb sie aber einmal ein bißchen zurück, so war — darauf ließ sich ein jedes Mal mit Sicherheit wetten — Praktikant Stroh an ihrer Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Bismarck im Reichstage.

Wer den großen Kanzler zum ersten Male im Reichstage sprechen hörte, der ward sicherlich enttäuscht. Fürst Bismarck war kein Redner von Beruf, kein „Rhetor“, wie Cicero oder manche Parlamentarier unseres Jahrhunderts, aber er war trotzdem ein Meister des Wortes. Nicht nur durch den Inhalt seiner Rede, die Tiefe und Kühnheit der Gedanken, das Packende seiner Bilder fesselte und begeisterte er, sondern auch rein äußerlich durch die Art und Weise, wie er sein an sich etwas schwaches und hohes Organ im passenden Augenblick zu gewaltiger Klangfülle aufschwellen ließ, wie sein sonst oft stockender, die Sätze gleichsam zerhackender und häufig unvermittelt abbrechender Vortrag plötzlich fließend ward, als ob ein sprunghaft über Klippen und Felssterrassen herabrieselnder Bach sich in einen lautrauschenden, majestätischen Strom verwandelt. Das ist freilich schon früher oft genug geschildert worden, in den letzten Jahren aber wohl zumeist verblichen im Gedächtniß der rasch lebenden Mitwelt. So mag denn, nachdem der große Kanzler die Augen zum letzten Schloß geschlossen hat, Einzelnes besonders interessieren, was ein Mitarbeiter der „Z. N.“ erzählt:

Ich will den Fürsten so schildern, wie ich ihn im Reichstage gesehen und gehört habe. Drei Tage nur will ich dazu herausgreifen, die mir am stärksten vor Augen geblieben sind und mir am bezeichnendsten waren.

Für gewöhnlich war der Kanzler ein ruhigerer Fechter, der seine Gegner mit überlegener Sachkenntniß, mit grünlichem Hohn und Spott bekämpfte, ihre schwachen Stellen mit tödtlicher Sicherheit zu treffen wußte. Einmal aber sah ich ihn auch auffahren in leidenschaftlichem Zorn. Während er fast gelassen eine mit äkenden Sarkasmen getränkte Rede hielt, hörte er plötzlich aus den Reihen der Linken ein „Hui!“ Da wendete er, der sonst auf seinen Ballasch gestützt, seinen Platz am Bundesrathstisch nie verließ, sich mit zwei, drei gewaltigen sprunghaften Schritten nach links, bis zur Tribüne des Berichtserstatters („Referenten“) und donnerte, hoch aufgerichtet und am ganzen Körper bebend, mit fürchtbarer Stimme in den Saal hinein: „Wer hat das gesagt? Wer wagte das?“ In diesem Augenblick glückte er einem zum Sprung ansetzenden Löwen oder einem Germanen, der die schwere Keule zum tödtlichen Streich erhebt; man hatte die Empfindung, er könnte sich jeden Augenblick dazu hinreißen lassen, den Feind mit einem einzigen Faustschlag niederzukniettern. Dann aber beruhigte er sich rasch und kehrte langsam, nur noch leise grollend, zu seinem Platz zurück.

Ueberhaupt war ihm die Fähigkeit eigen, auch nach den aufregendsten Redekämpfen und stürmischen Ausritten rasch sein feiliches Gleichgewicht wiederzugewinnen und sich über die letzten Stunden mit einem oft freilich grimmigen Humor zu äußern, oder sich gar mit vollster Aufmerksamkeit irgend einem ganz anderen, oft fernab liegenden und in den Augen der Welt gleichgiltigen Gebiet zuzuwenden. So kann ich es verbürgen, daß er fast unmittelbar nach einer der wichtigsten und stürmischsten Sitzungen einen 8 Seiten langen Brief an den Oberinspektor von Schönhausen schrieb mit den genauesten Anweisungen über bayerische Kühe, englische Zuchtschafe und sonstige wirtschaftliche Angelegenheiten.

Der zweite Tag, den ich im Auge habe, war der denkwürdige 6. Februar 1888, an welchem die zweite Lesung der Wehrvorlage stattfand. Der Andrang zu dieser Sitzung war ungeheuer, da man wußte, daß der Reichskanzler über die europäische Lage sprechen würde, und in der Hofloge erschien sogar Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser. Zwei Stunden lang dauerte Bismarcks Rede. Häufig stärkte er sich dabei mit einer Mischung von Kognak und Wasser, die ihm Herr von Boetticher, damals noch sein getreuer Anhänger, zusammenaß, und wenn das Verhältniß der beiden Flüssigkeiten dem Reichskanzler nicht behagte, drehte er sich hastig zum Staatssekretär um. Er räuperte sich oft, sprach leise und ruhig, schwer verständlich und verstummte zuweilen fast völlig. Dann aber ward seine Stimme wieder klar und deutlich, und an einzelnen Stellen, wo es ihm nöthig schien oder ihn selbst innere Bewegung erfaßte, röthete sich sein Antlitz, und er fand einen Klang voll hinreißendem Feuer. Dann brach auch im hohen Hause, während sonst Alles athemlos lauschte, stürmischer Jubel aus. So bei dem geflügelten Wort: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst Nichts auf der Welt.“ Und als er mit den ehern klingenden, mächtig tönenden Worten schloß: „Wer uns angreift, der soll dieselbe Begeisterung finden, in der jeder Wehrmann ausruft: „Mit Gott für König und Vater-

land“ — da brauste unerhörter, donnernder Beifall minutenlang durch den Saal.

In 10 Minuten war die Sitzung mit der „en bloc-Aufnahme“ des Wehrgesetzes beendet und ich eilte auf die von Menschen überfüllte Straße, wo mir bald noch ein neues unvergeßliches Schauspiel zu Theil ward. Gewaltige Menschenmassen füllten die Leipzigerstraße, aller Verkehr stockte, und nur mit großer Mühe hielt die Polizei vom Reichstagsgebäude bis zur andern Straßenseite einen schmalen Durchgang offen. Als nun nach einigen Minuten Fürst Bismarck erschien, da erdröhte plötzlich endloses Hurrah, zugleich wurden Tücher und Hüte geschwenkt. Der eiserne Kanzler stuzte einen Augenblick, dann aber verneigte er sich nach allen Seiten, während es über sein ehernes Antlitz wie freudige Nührung zuckte. Er schritt hierauf, die Hand an der Kürassiermütze haltend, langsam seinem Heim zu. Nun machte sich die Begrüßung des Volkes erst recht mit elementarer Gewalt Luft. Sie riß die unglücklichen Schutzleute, die zu Fuß wie die zu Pferde, mit sich fort, wie der Gebirgsstrom Felsen fortwälzt, umbrängte den Fürsten, den seine Begleiter in ihre Mitte genommen hatten, und schob ihn förmlich unter immer neuen betäubenden Hurrahrufen bis vor das Thor seines Hauses.

Welch' anderes Bild dagegen, als der Fürst das nächste Mal, wenige Wochen später, das Reichshaus wieder verließ. Auch diesmal die Straße überfüllt, schwarz von Menschen, aber jetzt kein Ton zu hören, kein wehendes Luch zu sehen. Stumm entblöhten sich die Häupter und traurig erwiderte der Kanzler die Grüße. Es war der unheilvolle 9. März 1888.

In ungeheueren Massen wirbelte der Schnee hernieder vom finstern Himmel. Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter. Wer irgend Hoffnung auf Einlaß hatte, war nach dem Reichstage geist, um hier die erste amtliche Bestätigung zu hören, daß der Kaiser, der Kaiser gestorben! Im Halbdunkel lag der weite Saal, der sich erst lange nach 11 Uhr, der vorher angelegten Anfangszeit, füllte, dann aber auch bis auf den letzten Platz. Graf Moltke stand unten mit aschfarbenem Antlitz, die Hände in den Ärmeln der Uniform verstränkt, als ob ihn innerlich friere. Der Bundesrath war vollzählig versammelt. Endlich, um 12½ Uhr, trat Fürst Bismarck ein. Er schritt, während Alle, auch die Sozialdemokraten, sich mit einem Schlage erhoben, zu seinem Platz und wollte sofort zu sprechen anfangen. Hastig rief, um die Form wenigstens nothdürftig zu wahren, der Präsident von Wedell-Biesdorf: „Der Herr Reichskanzler hat das Wort.“

Und nun verkündete der Fürst den Tod seines geliebten Herrn mit einer Stimme, die da bebte von tiefster, herzerschütternder Trauer und Aller Gemüther aufs Höchste ergriff. Oft stockte er, suchte nach Ausdrücken, unterbrach sich, schwieg zuweilen ganz. „Entschuldigen Sie, — ich — kann nicht mehr —“ stöhnte er plötzlich und fiel schwer auf seinen Sessel nieder, um nach kurzer Pause fortzufahren. So theilte er sitzend mit, daß der Kaiser noch am letzten Tage 10 Minuten mit ihm gesprochen und ihm seine Freude ausgedrückt habe über Deutschlands Einigung. Und als er zuletzt die Tugenden rühmte „unseres großen, geliebten, getreuen, gerechten, gnädigen“ Kaisers, da brach ihm die Stimme. Thränen überströmten des Eisernen Antlitz; man sah ihn noch flüstern, aber man hörte ihn nicht, und schweigend verhüllte er schließlich sein Antlitz, während lautes Schluchzen den Saal durchtönte.

Zehn Jahre sind seitdem vergangen. Das einfache alte Haus, das so Großes, so Erhebendes und so Erschütterndes gesehen, sinkt in Schutt und Trümmer. Neue Männer wachen in neuem, prächtigem Reichspalaste, dessen Einweihung Fürst Bismarck ebenso wenig beigewohnt hat, wie der des riesigen „Nationaldenkmals“ und der Brunnenkirche, die seinem so „alten Herrn“ zum Gedächtniß errichtet sind. In der von Pracht strotzenden Kirche ist gestern dem Alten Kanzler eine glänzende Leichenfeier veranstaltet. Er selbst aber ruht aus von seines Lebens Mühen im stillen Landhause zu Friedrichsruh. Seine letzte Schlummerstätte hat er sich ausgesucht in seinem Park. Dortbin, wo der Deutsche aller Deutschen den letzten Schlaf schläft, wird man wallfahrten, so lange noch das Reich besteht!

Allelei.

Bismarcks Haus — ein Vorbild deutschen Familienlebens. „Mir ist der Ruh des Alters, die Einsamkeit, erpart geblieben,“ hat einmal in den letzten Jahren seines Lebens Fürst Bismarck dankbar bekannt. Er hat das in reichem Maße verdient. Auch

er hat seine Sturm- und Drangperiode gehabt, jene Zeit, da er als Referendar bei der Nacher Regierung arbeitete, „wo der Champagner der Jugend nutzlos verbrauchte.“ Doch als er Johanna von Buttamer gefunden, ging er in seinem privaten Leben auf in seiner Familie. Wie sehnte er sich auf seinen diplomatischen Reisen nach Weib und Kindern! Sein Haus war die Stelle, an der er stets mitten in den Stürmen seines bewegten Lebens Erholung und Freude fand, mochte die Welt ihn noch so sehr verlästern. Ihm war das Glück beschieden gewesen, eine Lebensgefährtin zu finden, die seiner würdig war. „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat,“ gestand er in dankbarer Bescheidenheit. Und doch war es in erster Reihe sein Geist, der in dem Hause der herrschende war. Die pünktliche Tageseintheilung für Arbeit und Ruhe, die Unterhaltung und der Zauber der Geselligkeit bei der Hauptmahlzeit, der Humor, mit dem die kleinen Ereignisse des Lebens in der Häuslichkeit aufgenommen wurden, sie waren seines Geistes Kinder. Alles war peinlich geordnet in diesem Hauswesen. Um 9 Uhr Abends zu ihm besetzt war, den durfte der Diener nicht 5 Minuten vor 9 Uhr vorlassen. Von seinen Hausbedienten verlangte er dieselbe Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, wie von seinen Beamten. Dafür war er ihnen aber im späteren Leben ein treuer Berater und Förderer, der Anteil nahm an ihrem Wohl und Wehe. Seine Söhne hat er, so lange es ging, in seiner nächsten Umgebung und unter dem Einfluß seiner Persönlichkeit gehalten. Sie mußten des Vaters Spuren folgen und seine intimsten Mitarbeiter werden. Als er sich vom politischen Leben in seinen geliebten Sachsenwald zurückzog, und jene einen eigenen Haushalt und eigenen Wirkungskreis sich verschafft hatten, auch da wurde sein Haus nicht ledig des lebenden erheiternden Elements der heranwachsenden Jugend. An seinen Enkeln, den Söhnen seiner einzigen Tochter, sah er wieder, wie er einst gewesen, und im täglichen Verkehr mit ihnen alterte er nicht. Es sind Bilder eines hergequidenden deutschen Familienlebens, die der Reichenhüf des burchtos-genialen Allers der Nachwelt von dem täglichen Leben in Friedrichsruh überliefert hat. Doch als des eifrigen Kanzlers über Alles geliebte Lebensgefährtin am 27. November 1894 von seiner Seite gerissen wurde, da wurde es ihm doch einsamer um's Herz trotz aller Liebe, mit der ihn Kinder und Enkel und Hausgenossen umgaben. Diesen Schicksalsschlag konnte der Mann nie mehr ganz überwinden, der einer Welt getroßt hatte.

Au der Tafel Bismarcks. Es ist nicht unbekannt, daß Fürst Bismarck hier und da bei der Tafel, besonders wenn er heiterer Laune war und ihn seine Gesichtschmerzen nicht plagten, sich nicht nur freute, wenn lustige Geschichten erzählt wurden, sondern er gab selbst bisweilen solche zum Besten. Wie er in seiner lustigen Studentenzeit schon immer die richtige Antwort fand, so pflegte er auch im späteren Leben sich nie verblüffen zu lassen und mit ebenso viel Humor und Witz heinzuzahlen, wenn ihm manchmal eine Geschichte zu dick aufgetragen schien. So erzählte der Fürst einmal bei der Tafel: Die Fürstin wurde einst in Varzin plötzlich nicht unbedenklich unwohl, und da gerade der Hausarzt nicht anwesend war, wurde von der Schlawe ein Dr. B. zur Konsultation gerufen. Dieser fand den Zustand der Patientin nicht gefährlich, blieb aber auf Wunsch des Fürsten den Tag über in Varzin und wurde selbstverständlich auch zur Tafel geladen. Der starke Wein mag den guten Doktor etwas aufgumert haben, denn er wurde immer gewrächtiger und erzählte auch folgendes Geschichtchen: „Bei einer großen Schlägerei in einem benachbarten Dorfe wurde ein Bauernburische detart verletzt, daß die Schädeldecke ganz zerrümmert und das Hirn vollständig bloßgelegt war. Ich war alsbald an Ort und Stelle und brauchte nicht weniger als 25 Nadeln, um den Kopf nur einigermaßen wieder zusammenzuflicken: aber Dank meiner Kunst konnte der Burische schon nach drei Tagen wieder seiner Arbeit nachgehen.“ Der Fürst, der dies ungefähr so erzählte, machte jetzt eine kleine Pause und sagte dann zu seinen Gästen: „Meine Herren, bevor ich weiter erzähle, muß ich Sie fragen, ob vielleicht einer der Herren „Stadtrath“ ist, denn sonst kann ich meine Geschichte nicht beenden.“ Nachdem dies verneint wurde, fuhr der Fürst fort, weiter zu erzählen: „Natürlich stellte ich mich, als wenn ich an der Geschäftlichkeit des Dr. B. gar keinen Zweifel hegte und sagte nur: „Nun, lieber Herr Doktor, lassen Sie sich von mir auch eine kleine Geschichte erzählen, die ebenso wahr ist als die Ihrige. Zu einem bekannten Doktor in Berlin kam einst ein Mann, der über fürchterliche Kopfschmerzen klagte, die er gar nicht loswerden konnte. Da können wir leicht helfen, sagte der berühmte Operateur, das kommt vom Hirn, an dem etwas zu fehlen scheint. Er löste hierauf die Schädeldecke, nahm das Hirn des Mannes heraus und sagte zu ihm: So, jetzt werden Sie keine Schmerzen mehr haben, kommen Sie in einigen Tagen wieder, dann können Sie Ihr Hirn frisch hergerichtet wieder eingesetzt bekommen. Ganz erleichtert und vergnügt ging der gute Mann nach Hause. Es währte einige Tage, der Mann kam nicht mehr. Da schickte der Arzt zu ihm und ließ ihm sagen, er möge doch sein Hirn holen, es fange schon an zu riechen. Der Mann aber ließ dem Arzte zurückmelden: „Ich bin jetzt Stadtrath geworden, ich brauche kein Hirn mehr.“ Unter Dr. B. lachte zwar auch mit, aber er beeilte sich doch, sobald als möglich nach dem Diner heinzukommen und hat in Zukunft kein Jägerlatein mehr an der fürstlichen Tafel gesprochen.“

Bismarcks Abiturienten-Aufgabe für den deutschen Aufsatz lautet: „Wodurch verlanat und erwartet sich Europa die Ueberlegenheit über die übrigen Welttheile?“ In der neueren Geschichte wurde

ihm das Thema gestellt: „Ueber die politischen Verhältnisse der Hauptstaaten Europas im Anfange des 18. Jahrhunderts.“ Bismarck bestand die Prüfung im Alter von 17 Jahren beinahe aus dem „grauen Kloster“ zu Berlin. Die ehemaligen Mitschüler widmeten dem Gymnasium für die Aula eine Bronzebüste ihres großen Kameraden nach einem Modell von Johanna Rey. Der Sockel ist aus schwarzem Marmor trägt die Inschrift: „Fürst Otto von Bismarck. Von Mitschülern in der Prima des Grauen Klosters (1830-32). Errichtet 1872.“ Die einstigen Mitschüler waren Professor Ernst Verwich, Landgerichtsrath a. D. Geel-Schöneberg, emer. Pastor Ludwig von Hankslein-Berlin, Geheimer Sanitätsrath Ernst Hildebrandt und Generaloberst von Pape.

Bismarck und Moltke, jene in den Tagen der Trauer so häufig gehörte Verbindung zweier Namen, die eines jeden Deutschen Herz mit Stolz und Freude erfüllen, sie sind noch einmal, nachdem die großen Helden einer vergangenen Zeit in das Grab gesunken sind, in des Königs Dienst nebeneinandergestellt. An der Spitze des Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiments steht der Neffe des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke, der Flügeladjutant Seiner Majestät des Kaisers, Obrist von Moltke. Sein Regimentsadjutant ist der Neffe des heimgegangenen Kanzlers, der Premierlieutenant Jobst von Bismarck, der sich, wie sein großer Onkel, bereits in früher Jugend als Kadett die erste und schönste Friedensdecoration, die Rettungsmedaille am Bande, erworben hat.

Fürst Bismarck und die Tegernseer Bauern. Am 1. April 1885 zu des Fürsten 70. Geburtstag, wurde ihm aus dem Tegernseer Gau eine Adresse überreicht, die von der „N. Allg. Ztg.“ wie folgt beschrieben wird: Die ersten Blätter zeigen die prachtvolle Einbanddecke, sowie die Widmung. Dieses Blatt giebt in künstlerischer Follendung den Tegernseer, in Booten jubeln Kinder des Landes dem Fürsten zu. Aus dem See halten Nymphen die deutsche Kaiserkrone und Lorbeerzweige empor. Das dritte Blatt, welches mit dem vierten die Adresse selbst enthält, ist mit einer entzückenden, lebensnahen Gruppe geschmückt. Alle Lebensalter bringen dem Kanzler ihre Huldigung dar. Ein alter Bauer liest die Adresse vor, welche folgenden Inhalt hat: „Euer Gnaden Herr Fürst! Mir jan dahoamt wird hint in die Berg, wo's scho einigelt ins Tirolerland, aber hint bleiben thuan ma deszwegen nit an so an Tag! Siebz'g Jabrl — dös is a Wort, 's is was, wenn's unferoaner auf'n Buel hat, aber no' a bissel was anders, wenn oaner so mit seine Jabrln baut! Dergott no' mal a so a Leben deraibt — dös is a Hausn Arbeit! Und dös, was Arbeit hoakt, dös g'pürt aa der Bauer und hat sein Respekt davor, und wenn aa Viele no nit versteinä von dera politischen Sach, dös versteht do a Feder, was a deutsche Einheit is und der ganze P'annmailand und a deutsche Ehr! Denn dös is foa Kopfsach nit und braucht nit lang studiren, dös geht in's G'fühl und geht in's G'müath. Wer aber hat uns dös a so P'annmag'ticht, als wie der Bismarck — als wie Du? Maakt scho verzeihn, das ma so gradaus reden, es a'schiecht ja bloß, weil's uns von Herzen geht, und Du hast es ja selber gern: gradaus und schneid' allemal! dös g'falls uns da herin in unsere Berg no extra guat von Dir. Der Bauer braucht an Fried für sei' Haus und sei' Feld, und das ma'n hab'n, dös dank' ma Dir, wenn aber oaner kimmt, der's anders moant, na san unsre Buabn aa no' da, wie's anno 70 da g'west san, denn die blauen Teufel herben nit aus. Kannst Di verlassen! Und jest Bergelt's Gott für All's, a lana's Leben und an qua'n G'fund — den braucht ma scho zu so an G'schäft. Du hast uns wieder a grobe deutsche Hoamat geben, und was sollen mir Dir geben? das Du selber auf an jeden Fleckel von dem großen deutschen Land Dei' Hoamat hast, das ma in jeder Hüften, und war's 'höchst an Berg. Dein Nama nennt. Dös halt Dir für am heutt'n Tag! 's is aa was Schön's, wenn no' der ärnste Bauer in sein Häusl an oon denkt und es Bergelt's Gott von die g'ringa Leut war nie dös legt' für oan, der's Herz a so auf'n rechten Fleck hat! Und jesta — viel Glück zum Siebz'ger; beim Acht'ger kemma wieder P'annm!“ Der diese treubertzigen Worte geschrieben, der lebenswürdigsten deutschen Poeten einer, konnte „beim Acht'ger“ sich nicht mehr einfinden. Wenige Tage, nachdem die Adresse abgegangen war, am 12. April 1885, starb, 43 Jahre alt, Karl Stieler.

Die „**Gereuen von Elbing**“ haben ihrer Trauer um den Heimgang des Fürsten Bismarck den Anghörigen des Alt-reichskanzlers in einer einfach-würdigen und in Schwarz- und Silberdruck hergestellten Adresse übermitteln, deren Inhalt wie folgt lautet:

Wie Ströme die Thränen rinnen
Im Deutschen Vaterland
Es ward Germania's Sinnen
In tiefste Trauer verwandt;
Auch uns're Trauer einet
Sich Deutschlands groß-m Leid,
Uns hangt das Herz und weinet:
Wo ist uns Trost bereit? —
Was hat ihn im Leben getrieben
Auf Seiner Heldenfahrt?
Das war sein heißes Lieben
Für Deutschland und deutsche Art!
Nahm jest auch in himmlische Fernen
Der Bismarck den Siegeslauf,
Der Trost winkt uns von den Sternen:
„Die Liebe höret nimmer auf!“